

ER KANN IMMER

Gibt es ein genialeres Gerät als den Bleistift?

Text MICHAEL HUGENTOBLER
Bilder HENRIK PURIENNE

Ich

fuhr nach Stein, weil ich Bleistifte liebe. Ein Freund hatte mir vom Grafen erzählt, der als Experte des Bleistifts gilt.

Der Graf ist ein grosser Mann mit weissen Haaren und warmer Stimme. Er trägt einen dunkelblauen Anzug, aus der Brusttasche schaut ein hellblaues Taschentuch. Seine Augen sind ruhig und wach. Wir setzen uns ins Java-Zimmer seines Schlosses, trinken Kaffee und essen Schinkenbrote.

Ich ziehe ein Notizbuch und einen Druckbleistift aus der Tasche und lege beides auf den marmornen Tisch.

Der Graf nimmt den Bleistift vom Tisch. «Womit schreiben Sie?», fragt er.

«Es steht keine Marke mehr darauf. Der Schriftzug ist verblasst.»

«Interessant.»

Er hält den Bleistift waagrecht zwischen Daumen und Zeigefinger und streckt die Hand leicht von sich.

«Gute Griffzone», sagt der Graf. «Eigentlich ist das ein Zeichenstift.» Er kneift die Augen leicht zusammen. «Wenn Sie ihn fürs Schreiben benutzen, muss er eine gute Mine haben. Nullfünf oder nullsieben?»

«Nullfünf.»

«Erstaunlich. Und damit kommen Sie zurecht? Oder knickt die Mine manchmal ab?»

«Sie knickt schon ab. Aber das macht diesen Bleistift spannend.»

«Jetzt sind wir genau beim Bleis Schreiben. Sehr gut.»

Schreiben
- so schnell
wie denken

Die Familie des Grafen von Faber-Castell legt seit mehr als 250 Jahren Minen in Holzbrettchen und sägt sie zu Bleistiften. Vor 250 Jahren war der Bleistift eine Revolution, heute ist er ein so alltägliches Instrument, dass wir oft vergessen, wie nützlich er ist.

Der Bleistift braucht keine Batterien und keine Software. Man kann einen Bleistift in die Schublade legen, und jemand kann ihn hundert Jahre später hervorheben und sofort benutzen. Seit wir Bleistifte kennen, können wir einen Gedanken fast zeitgleich aufschreiben. Vor dem Bleistift musste man während tausend Jahren erst den Federkiel spitzen, das Tintenfass bereitstellen und das Löschpapier suchen – und bis dahin war der Gedanke allenfalls schon verschwunden.

Der schottische Dichter Robert Burns soll einige seiner Verse mit dem Diamanten an seinem Ring in Scheiben geritzt haben, da ihm die Zeit fehlte, ein Schreibinstrument zu suchen. Der Bleistift ist Symbol eines Entstehungsprozesses, in dem Wörter und Linien gezogen oder radiert werden, das ist ein kreativer Vorgang.

Tinte ist permanent, sie symbolisiert den Abschluss. Zudem verklebt ein Bleistift nicht, man kann ihn neben das Bett legen, in der Dunkelheit etwas blind auf ein Papier schreiben – und am nächsten Morgen wird es todsicher dort stehen.

Der Graf rückt seinen Sessel leicht zurück. Wir sitzen auf hölzernen Stühlen mit erdnussbraunen Polstern, in die Umrisse von Blumen geprägt sind.

«Wir haben einen Pfarrer in Stein, der eines Tages die Idee hatte, er müsse von nun an zeitgemäss seine Predigt mit dem Computer schreiben. Zuvor hatte er die Predigt immer von Hand geschrieben. Wissen Sie, was nun passierte?»

«Nein.»

«Wie er zur Kanzel hochging, bemerkte er, dass er sich an nichts erinnerte. Er musste die Predigt vom Papier ablesen, was noch nie zuvor geschehen war.»

Der Graf arbeitet mit der Universität von Harvard an einer Studie. Ihr zufolge hat das Schreiben von Hand einen direkten Einfluss auf die Art und Weise, wie unser Hirn Informationen aufnimmt. Für die Studie wurden Studenten in zwei Gruppen aufgeteilt. Die eine Gruppe nutzte während Vorlesungen den Laptop, um Notizen zu schreiben, die andere Papier und Stift. Die Studenten an den Laptops tendierten dazu, die Informationen des Professors in voller Länge abzutippen, während die anderen die Informationen zuerst filtern mussten und dann nur jene Elemente notierten, die ihnen wichtig erschienen. Dadurch konnten sie sich später an mehr Details erinnern und hatten ein komplexeres Verständnis des Themas. Wer von Hand schreibt, lernt schneller, fand auch

ein Psychologe am Collège de France in Paris heraus.

Der Graf lehnt sich vor, stützt die Ellbogen auf die Knie und faltet die Hände. Er senkt den Kopf, bis die Lippen seine Fingerspitzen berühren.

«Die Dinge werden sich ändern, und darauf müssen wir uns einstellen», sagt er. «Aber wir werden nützlich bleiben, und die Menschen werden uns auch in fünfzig Jahren noch brauchen.»

Obwohl wir alle im Alltag hauptsächlich Computer benutzen, haben Bleistift-Hersteller in den letzten fünf Jahren ihre Umsätze halten können und auch leicht gesteigert. Unter ihnen ist Faber-Castell der älteste und grösste Hersteller, und es gibt auch Leute, die sagen, er sei der beste. Auch Vincent van Gogh mochte ihn. Zwar haben sie bei Faber-Castell auch Farbstifte, Tintenstifte und Kosmetikstifte im Sortiment, aber was sie wirklich kennen, ist der Bleistift. Als im Jahr 2000 das Modell Grip mit dreieckiger Form erschien, räumte es Preise ab, darunter vier internationale Designpreise. Die Zeitschrift «Businessweek» setzte Graf und Bleistift auf den Titel. Die Presse schrieb, Faber-Castell habe den Bleistift neu erfunden. Es hiess, der Bleistift sei wieder sexy geworden

Graphit,
nicht Blei

Die Geschichte des Bleistifts begann mit einem Sturm. Der wehte in der englischen Ortschaft Borrowdale einen Baum um, und hervor kamen seltsame schwarze Klumpen. Die Bewohner des Dorfes entdeckten, dass man die Klumpen abreiben konnte und dass dies schwarze Striche hinterliess. Vor erst wussten sie nichts Besonderes mit den Klumpen anzufangen und markierten damit ihre Schafe. Die englische Schriftstellerin Molly Lefebure machte sich für ihr Buch «Cumberland Heritage» auf die Suche nach dem Ursprung des Graphits. Im Buch beschreibt sie, wie frustrierend die Suche verlief und wie alle befragten Personen bloss zu repetieren schienen, was sie irgendwann gehört hatten. Über den Bleistift, mit dem wir unsere Gedanken nieder schreiben, war selber nichts geschrieben worden. Dass die Geschichte mit dem Baum stimmt, konnte nie bewiesen wer-

den. Auch unklar ist die Jahreszahl. Sie wurde bei Lefebures Recherche mit 1565 angegeben, was aber nicht stimmen kann.

Die erste gesicherte Quelle, in der der Bleistift beschrieben wird, kommt aus der Schweiz. Konrad Gesner war ein Zürcher Arzt und Naturforscher. Er war ein Arbeitsnarr, und man sagte ihm nach, er sei mit einem Stift in der Hand zur Welt gekommen. In seinem Buch über Fossilien druckte er neben versteinerten Tieren auch die Illustration eines neuen Schreibinstrumentes ab. Er schrieb, der Stift enthalte eine Art Blei und könne zugespitzt werden. Die Vermutung, beim Inhaltsstoff des Bleistifts handele es sich um Blei, hielt sich 200 Jahre, bis ein Chemiker beweisen konnte, dass es ein anderer Stoff war, der nun Graphit genannt wurde. Bis dahin hatten sich die Menschen aber schon so an das Wort Bleistift gewöhnt, dass man es nicht mehr ins korrekte «Graphitstift» änderte. Darum heisst der Bleistift heute noch Bleistift, obwohl er kein Blei enthält. Gesners Buch über Fossilien kam 1565 heraus, im selben Jahr, als der Baum in Borrowdale gekippt sein soll. Die Entdeckung des Graphits muss also vorher passiert sein. Und jemand muss auf die Idee gekommen sein, die Graphitstücke in Holzplättchen zu kleben und damit zu schreiben. Wer das war, ist nicht bekannt.

Die Engländer wussten, wie wertvoll das Graphit für sie war. Sie öffneten ihre Mine in Borrowdale nur alle fünf oder sechs Jahre für wenige Wochen. Die Arbeiter wurden beim Umziehen von Sicherheitsleuten bewacht, die sicherstellten, dass kein Graphit gestohlen wurde. Diebstahl aus der Mine galt als Schwerverbrechen. Während Jahren, da die Mine nicht in Gebrauch war, wurde sie geflutet, man hoffte, so Diebstähle zu verhindern. Als die Napoleonischen Kriege ausbrachen, gab es gar eine Ausfuhrsperr für Graphit, da das Material nicht nur für Stifte benutzt wurde, sondern auch als Gussform für Kanonenkugeln.

Die geringe Menge an verfügbarem Graphit frustrierte die Europäer auf dem Festland. Es gab zwar noch andere Minen als jene in Borrowdale, aber das Graphit dort war von schlechter Qualität. Stattdessen benutzte man die Abfälle der Borrowdale-Mine, mahlte sie zu einem Pulver und mischte sie mit Schwefel und Leim. Das Ergebnis war nicht gerade, was man unter einem angenehmen Stift verstehen konnte. Die Stifte waren zu hart und zerrissen das Papier, zudem schrieben sie schlecht. Ein

Franzose mit dem Namen Nicolas-Jacques Conté fand dann aber heraus, dass man das Graphitpulver auch mit Ton mischen, durch eine Düse pressen und diese Stäbchen wie Keramik bei tausend Grad brennen konnte.

Vom
Schloss zum
Werfen

Einige Schritte vom Schloss des Grafen entfernt, im dritten Stock einer Fabrikhalle, steht ein weisser Kasten mit Fenstern. Rohre ragen daraus hervor – wie die Rüssel von Elefanten. Im Kasten liegen Holzbrettchen, die in Grösse und Form an Schokoladetafeln erinnern. In die Brettchen werden Rillen gefräst, dann werden die Brettchen von der Maschine ausgespuckt auf ein Förderband, wo Leim in die Rillen gespritzt wird. Ein mechanischer Arm, der aussieht wie eine Schiffsschraube, schiebt jedes zweite Brettchen vom Förderband weg, in eine andere Produktionschlaufe. Die Brettchen werden unter ein Rad gefahren, in dessen Rillen Minen stecken. Bleistiftminen werden heute noch ebenso hergestellt wie an dem Tag, als Conté die bahnbrechende Keramikmethode erfand. Nur die Bezugskanäle haben sich geändert – Graphit wird heute weltweit gehandelt, und niemand weiss genau, ob der Inhalt seines Bleistifts aus China, Zimbabwe, Brasilien oder Indien stammt.

Dann fahren die Brettchen durch eine weitere Leimstrasse und werden mit einem Deckelbrettchen verleimt. Der Raum riecht nicht nach Leim und auch nicht nach frisch zersägtem Holz, sondern seltsamerweise nach Kreuzkümmel. Am Ende der Produktionsstrasse werden die Stifte aus dem Brettchen gesägt, und jede Sekunde fallen zwanzig Bleistifte aus der Maschine heraus. 600 000 Bleistifte sind es jeden Tag. Weltweit 2,3 Milliarden pro Jahr. Würde man diese Bleistifte an den Enden zusammenkleben, ergäbe das einen einzigen langen Bleistift, mit dem man von der Erde aus ein Stück Papier auf dem Mond beschreiben könnte.

Der Mann, der bei Faber-Castell die Massenproduktion einführte, war der Ur-



Falttisch Confair.
Seit 20 Jahren
seiner Zeit voraus.

Der revolutionäre Confair-Falttisch kam bereits 1994 auf den Markt. Bis heute existiert kein vergleichbares Produkt, das Form und Funktion derart elegant verbindet. Wie Wilkhahn es gelingt, der Zeit stets einen Schritt voraus zu sein, erfahren Sie auf wilkhahn.ch

Man kann einen Bleistift in eine Schublade legen, und jemand kann ihn 100 Jahre später hervorholen und sofort benutzen.

urgrossvater des heutigen Grafen. Er war auch derjenige, der die Bleistiftlänge von 17,5 Zentimetern einführte, was heute als Standard gilt. Sein Name war Lothar von Faber, und er stammte von einem einfachen Schreiner ab, der in seiner Freizeit jeden Tag fünf Bleistifte herstellte, um ein wenig dazuzuverdienen. Der Erfolg Lothar von Fabers hat bestimmt mit harter Arbeit zu tun, aber auch mit grossem Glück. In seinem Fall hat das Glück auch einen Namen: Jean-Pierre Alibert.

Alibert war ein Franzose, der in Sibirien auf der Suche nach Gold war. Er suchte die Flüsse ab, die in den Arktischen Ozean fliessen. In der Nähe von Irkutsk fand er ein Stück pures Graphit. Er folgte dem Fluss und kam zur Spitze des Berges Batougol, in der Nähe der chinesischen Grenze. Dort lag Graphit, das man abbauen konnte. Graphit ist ein Kohlenstoff, der in seiner härtesten Form als Diamant bekannt ist, in einer weichen Variante kann man ihn zum Schreiben benutzen. Die Entdeckung Aliberts erwies sich als so lukrativ, als hätte er Gold oder Diamant gefunden. Alibert liess das Graphit in St. Petersburg untersuchen, und es stellte sich heraus, dass es dieselbe hohe Qualität hatte wie das Material in Borrowdale. Der Berg Batougol wurde nach Alibert umbenannt. Der Entdecker wurde in die französische Ehrenlegion aufgenommen und bekam weitere Auszeichnungen von Staaten auf

dem Festland Europas – Spanien, Dänemark, Schweden, Norwegen. Die Rechte an seiner Mine bot er jenem Bleistiftmacher an, von dem er dachte, er stelle die besten Produkte her: Lothar von Faber.

«Das war Lothars Geniestreich – hätte ich auch gemacht», sagt der Graf jetzt im Java-Zimmer seines Schlosses und nimmt einen Schluck Kaffee.

Die Wände des Java-Zimmers sind mit grünen Tapeten bezogen, und an den Wänden stehen indonesische Möbel. In den Scheiben der Fenster bricht sich das Sonnenlicht, jenseits der Fenster sind die Bäume eines Parks zu sehen.

«Herr Graf, stimmt es, dass Sie Ihre Bleistifte vom Schlossturm werfen, um zu testen, ob die Minen halten?»

«Eigentlich wollte ich sie vom Eiffelturm werfen, aber dafür bekam ich keine Genehmigung.» Darum habe er seinen Schlossturm gewählt. Er habe zudem die Tinte der Kinderfilzstifte getrunken. Die Tinte habe zwar nicht geschmeckt, aber dies sei der Beweis gewesen, dass sie nicht giftig ist.

«Warum fasziniert Sie der Bleistift so sehr?»

«Wahrscheinlich weil es ein genügsames, aber doch nützliches, umweltfreundliches Gerät ist, das immer funktioniert.»

Der Bleistift ist vermutlich noch mehr als das. Wie das Bett oder der Kochtopf ist er eines jener Dinge, die den Menschen in

der einen oder anderen Form seit Jahrtausenden begleiten. Der ehemalige Präsident der britischen Newcomen Society, die sich mit der Geschichte der Ingenieurwissenschaft beschäftigt, vermutete, dass der Bleistift für Sesshaftigkeit stehe. Gemäss H. W. Dickinson stammt der Bleistift vom Pinsel ab. Und der Pinsel tauchte in dem Moment in der Geschichte der Menschheit auf, als wir vom Nomadentum übergangen zu einem Leben des Ackerbaus.

Am Ende dieses Vormittags – es ist zwölf Uhr – steht der Graf von seinem Stuhl auf, geht die marmornen Treppenstufen seines Schlosses hinunter, an den Töpfen vorbei, in denen limettengrüne Hortensien wachsen, an der Hauskapelle vorbei, wo drei Kerzen vor einem erleuchteten Jesus stehen. Er geht an all diesem Stein vorbei, der durch nichts anderes erbaut worden ist als ein schmales Stück Holz, das einen dünnen Strich zeichnet. Der Graf biegt ums Eck, und dann ist er verschwunden. Zurück bleiben nur kühle Mauern und das Zwitschern von Vögeln. ●

MICHAEL HUGENTOBler ist Reporter für «Das Magazin». Zurzeit ist er auf der «Freitag Grand Tour», einer Reise durch Europa (grandtour.freitag.com). Beim Grafen Faber-Castell hat er auf Anregung der «Magazin»-Redaktion vorbeigeschaut, die sämtliche Kosten bezahlt hat. Der Fotograf HENRIK PURIENNE lebt in Los Angeles. www.purienne.com

